

(Nachdruck verboten.)

19]

## Der Bauernführer.

Roman von Franz Kahler.

Solche und ähnliche Ausstritte hatten sich in letzter Zeit, ja seit der ersten Stunde der jungen Ehe oft abgespielt. Die beiden Gatten standen sich bereits vollständig entfremdet gegenüber.

Aber nur Thal litt unter dem Drucke dieser Thatsache. Die Verschiedenartigkeit ihrer Charaktere war ihm mit jedem Tage klarer geworden. Er mußte blind gewesen sein, daß er dies nicht früher bemerkt hatte. Allein es war ihm gegangen, wie es vielen Männern geht, die nicht heirathen, sondern geheirathet werden.

Die alte Geschichte. Der unerfahrene Student hatte das Mißgeschick, sein Quartier bei einer Witthin aufzuschlagen, die eine hübsche und bald heirathsfähige Tochter besaß. Ein anderer als Thal hätte da vielleicht recht angenehme Studenten-Erinnerungen gesammelt, aber er mit seiner offenen, ehrlichen Gemüthsart verstrickte sich unrettbar in das seine Netz, das Mutter und Tochter um die immerhin nicht zu verachtende Beute spannen. Wer kann es andererseits einer armen Zimmervermieterin, die die aussichtslose Zukunft ihrer Tochter stets vor Augen hat, verdienen, wenn sie alles daran setzt, einen soliden, fleißigen jungen Mann zum Schwiegersohn zu bekommen? Und vollends die mitgiftlose Tochter heruntergekommener Bürgerleute, die sich für die Fabrikarbeit zu sein dünkt und mit ihrer häuslichen Näh- oder Putzarbeit kaum das Salz aufs Brot verdient! Muß sie nicht all' ihre Hoffnung auf eine „bürgerliche“ Heirath setzen? Wenn man so hübsch ist wie Lucie Frank, fehlt es gewiß nicht an Freiern; aber einen Handwerker oder gar einen Fabrikarbeiter kann man doch unmöglich zum Gatten nehmen, und die anderen fragen neben den körperlichen Vorzügen auch ziemlich dreist nach der Mitgift. In einem solchen Falle ist ein solider Zimmerherr, der mit der Aussicht auf eine anständige bürgerliche Existenz noch den Titel „Doktor“ mit in die Ehe bringt, ein geradezu gesundes Objekt. Und welche Angriffsflächen bietet eine solche Festung nicht. Schon das holde Erröthen, wenn die Mutter mit einem unmerklich aufmunternden Stimmfall „Meine Tochter“ vorstellt, und der junge Mann verlegen seine Verbeugung macht, während das Fräulein neugierig unter den gesenkten Augenlidern den neuen Zimmerherrn mustert, bleibt nicht ohne Eindruck auf diesen.

Dann die schüchternen, freundlichen Grüße auf der Treppe oder Straße, die lebenswürdigen Einladungen zum Nachmittags-Kaffee oder Abendthee mit darauf folgendem Plauderstündchen. Später, der allerdings nicht oftmalige, gemeinsame Besuch der Theater, Konzerte, hin und wieder auch eines Balles. Schließlich, die vielfachen Spaziergänge in der ländlichen Umgebung der Stadt mit der Heimkehr bei Mondschein, bei poetischem Sonnenuntergang, unter fröhlichem Gesang und Geplauder. Kann das alles ohne Wirkung bleiben auf ein junges Männerherz?

Nach wenigen Wochen war Thal, wie man so sagt, bis über die Ohren in Fräulein Lucie verliebt und nach Beendigung seiner Studien in aller Form mit ihr verlobt. Diesem Gelöbniß blieb er auch treu, als die Leidenschaft für Hedwig Tesmer ihn in schwere innere Bedrängniß brachte. Drei Wochen nach dem Erntefeste hatte er in aller Stille Hochzeit gefeiert und hoffte nun das schwankende Gleichgewicht der Seele wiederzufinden. Leider hatte sich Lucie in seinen Augen sehr geändert. In Wahrheit aber war sie die alte geblieben, nur sah Thal sie nicht mehr durch die Brille der Verliebtheit an. Auch gab sie sich nicht mehr die Mühe, ihrem Naturell Zügel anzulegen. Außerlich erschien sie ihm allerdings schöner als je; aber ihr Charakter schien in den letzten zwei Jahren, während denen er sie nur einige Male flüchtig gesehen hatte, eine vollständige Wandlung durchgemacht zu haben. Sie war launisch, unzufrieden und pugsüchtig. Besonders die letztere Eigenschaft machte ihm viele Sorgen, da sein Gehalt nicht recht zur Befriedigung ihrer weitgehenden Wünsche ausreichen wollte. Ein Glück für ihn, daß der gesellschaftliche Verkehr in Senten wenig Gelegenheit bot, die luxuriösen Neigungen der Frau Direktor übermäßig anzuregen.

In Tesmer's Villa war er nur zweimal seit seiner Ver-

heirathung gewesen: einmal, als er seine junge Frau dort vorstellte, und das andere Mal gelegentlich eines Diners, das Tesmer einigen Freunden und Gönnern des „Bundes der Getreidebauern“ gegeben hatte. Beide Male hatte er Hedwig Tesmer nicht gesehen. Die Krankheit der jungen Dame, die langwierig, zeitweise hoffnungslos war, machte jeden gesellschaftlichen Verkehr mit ihr unmöglich.

Thal hatte den Verlauf dieser Krankheit mit blutendem Herzen verfolgt. Er fühlte sein schweres Verschulden und war oft der Verzweiflung nahe. Erst als alle Gefahr vorüber war, zog die Ruhe wieder in seine Seele ein. Gegenüber der inneren Befriedigung, die er empfand, als er hörte, daß Hedwig's Genesung rasche Fortschritte mache, erschien ihm sein häusliches Glend und die drohende Sorge um die materielle Existenz unendlich nichtig.

Er maß sich selbst den größten Theil der Schuld an seinem ehelichen Unglück bei, denn er fühlte, daß er gegen seine junge Frau nicht war wie er sein sollte, seit Hedwig's Bild zwischen ihnen stand. Er nahm daher auch mit einer weitgehenden Nachsicht Lucie's verletzende Vorwürfe über sein Verhältniß zu Tesmer hin. Hatte sie nicht ein Recht, wenigstens Brot von ihm zu verlangen, wenn er ihr keine Liebe bot? Ganz heimlich mußte er sich auch gestehen, daß er sehr ungern von Senten fortgezogen wäre. Zu Zeiten freilich war es ihm schrecklich gewesen, sich sagen zu müssen, daß kaum fünfhundert Schritte von ihm diejenige lebte, die er über alles verehrte und die doch für ihn verloren war. Schließlich aber, und das, je mehr die Kälte zwischen ihm und seiner Frau zunahm, war es ihm ein süßer Trost gewesen, wenigstens in der Nähe derjenigen zu weilen, die er so unendlich geliebt hatte und — noch liebte.

Ja, er liebte sie noch; inniger, leidenschaftlicher als je, so sehr er auch kämpfte, um dieser Neigung Herr zu werden! Einmal, kurz nachdem sie das Krankenzimmer verlassen durfte, hatte er vom Fenster seines Arbeitszimmers aus ihre schlante Gestalt im Park gesehen. Müde, auf den Arm ihrer Schwester gestützt, war sie dahin geschlichen, und plötzlich schien es ihm, als ob sie ihr blaßes Gesicht herüber wandte nach der Fabrik. Erschrocken war er vom Fenster zurückgetreten. Seitdem hatte er sie öfters von weitem gesehen, ohne selbst bemerkt zu werden, und er hätte laut aufjubeln mögen, als er gewahrte, daß sie wieder frisch und elastisch wie ehemals dahinschritt. Das letzte Mal sah er sie in Begleitung des Dr. Nessel, den die Leute seit einiger Zeit bereits als ihren künftigen Verlobten bezeichneten. Bei diesem Gedanken krampfte sich sein Herz zusammen. Nicht aus Eifer sucht, denn was hätte eine solche Thorheit für einen Zweck gehabt! Auch nicht aus Bitterkeit darüber, daß Hedwig sich so rasch getröstet hatte, sondern weil er in einer Ehe mit diesem gewissenlosen Streber schweres Leid und Wehe für die Geliebte fürchtete. Die furchtbare Qual einer Ehe ohne Liebe, die auch sein Schicksal war, stand ihm zu lebendig vor Augen. —

Zu Thal's Ueberraschung schlug Tesmer anstatt des erwarteten feindlichen Benehmens einen sehr freundlichen Ton an. Offenbar brauchte ihn Tesmer noch zu nötig, um seine Herrschaft in der Fabrik gleich mit einer Umwälzung an der Spitze des Unternehmens einzuleiten. Ja, als Thal für alle Fälle Anstalten machte, sich um einen anderen Direktorporsten zu bewerben, kam es zu einer ziemlich lebhaften Aussprache zwischen beiden, während welcher Tesmer nichts weniger als den unzufriedenen Chef herauskehrte.

„Sie wollen mich doch nicht etwa verlassen, mein lieber Herr Doktor? Warum? Was gefällt Ihnen nicht? Geniren Sie sich gar nicht! Sie sollen sehen, daß nicht mehr knauserige Bauern an der Spitze der Fabrik stehen, sondern ein Mann, dessen Wahlspruch „Leben und Lebenlassen“ heißt.“

Thal war wirklich in Verlegenheit um eine Antwort. Woraus hatte er schließlich gefolgert, daß ihn Tesmer aufs Pflaster setzen wollte? Daß er früher nicht gefügiger war, mochte einen Gewaltmenschen wie jenen allerdings schwer ärgern haben; aber als tüchtiger Geschäftsmann versteht man auch einmal solche Widerwärtigkeiten in den Kauf zu nehmen, wenn materielle Vortheile in Frage kommen. Jetzt, nachdem Tesmer mehr denn je an dem Gedeihen des Unternehmens interessiert war, war ein

Wechsel in der Leitung doch eine Sache, die man nicht so leichtem Herzens unternahm.

Als Thal daher schwieg, fuhr Tesmer fort: „Sie halten mich für Ihren Feind, weil, na — weil Sie durchaus ein ehrlicher Mann bleiben wollten. Aber im Kriege sind alle Mittel erlaubt, und wenn mich die Wuth über dieses Bauernpact, das ich erst zu wohlhabenden Leuten gemacht habe und das mich zum Dank dafür bei Seite schieben wollte, zu Versuchen hinreißen ließ, die Ihrer Ehre nahe traten, dann habe ich eben den Dummkopf gespielt, und Sie sind der Lächer. Also kurz, Herr Doktor, wollen Sie bleiben oder gehen? Ich bitte Sie, zu bleiben und das Geschehene zu vergessen.“

Thal machte wenige Worte und versprach zu bleiben. Im Grunde hatten ihn Tesmer's Versuche zu einem Verrath seiner Ueberzeugung auch nie beleidigt. Was konnte er von einem Manne, der in der Wahl seiner Mittel so wenig gewissenhaft war, schließlich anders erwarten! Wenn jener mit seiner Niederlage zufrieden war, ihm konnte es recht sein. Was aber die Hauptsache war, was blieb ihm denn für eine Wahl? Er war der Gehirntageelöhner eines Parvenus und wenn er sein Glück anderswo versuchte, fiel er vielleicht einem noch ordinäreren Emporkömmling in die Hände; der Lohndiener wechselte seinen Herrn, das war alles.

Frau Thal war, als sie von dieser Unterredung erfahren, natürlich überglücklich. Was sie seit langem nicht gethan hatte, sie fiel ihrem Manne geradezu um den Hals. Du siehst, daß ich recht hatte! Tesmer ist ein anständiger, nobler Mann! Du hast ihn stets verkannt!“

Thal schloß sich von ihrem Gebahren und ihren Worten im Innersten angewidert. Er ging ohne ein Wort aus dem Zimmer, gefolgt von den Blicken Lucie's, in denen sich Haß und Verachtung mischte. —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Sklavenleben.

Ein Lebensbild von Alfred af Hedenstjerna.  
Autorisirte, aus dem Manuscript hergestellte Uebersetzung  
von G. Brausewetter.

Er war nicht dazu geschaffen, als Sklave zu leben; er war zum Herrscher geboren, denn er war der Sohn eines Schusters.

Der Schuster gebietet über dein Wohl und Weh, darüber, wie weit du dich behaglich fühlen sollst hier auf Erden oder nicht. Wenn der Schneider deinen Anzug verspußt und verpaßt, dann macht es dir nichts, wenn du dich nur an den schlechtführenden Anzug gewöhnst, vorausgesetzt, daß du nicht ein allzu unbescheidener Mensch bist; aber der Schuster kann dich lahm machen, dir eine Blutvergiftung verschaffen, dir ein bössartiges Geschwür in der Haut bereiten und deinen Augen Thränen expressen. Er kann dir durch Täuschung die jungen Freuden des Balles verderben und mit der unbescheidenen Sprache der Wahrheit die Familienväter ihrer Nachtrübe berauben durch seine Rechnungen und Drohbriefe.

Eine solche Herrenstellung hätte auch Karlchen Pliggelin zu theil werden können; aber er zog es statt dessen vor, zu studiren, um ein richtiger „Herr“ zu werden. Er bettete und ließ sich Bücher zusammen. An den Nachmittagen sprach er mit Rechnungen zu seinen eigenen Lehrern hin, und wurde von dem Hilfslehrer hinausgeworfen, der „kein kleines Geld“ hatte und sich nicht weiter auf Karlchens freundliches Angebot, hinunterzulaufen und zu wechseln, einließ.

Als er in der dritten Klasse saß, starb sein Vater. Karl wanderte in der Stadt umher und bat um Freitische. An jeder zweiten Stelle wurde er abgewiesen, an anderen wurde er zwar angenommen, bekam aber allerhand Bemerkungen zu hören: daß „der sogenannte Gratis-Elementarunterricht ein Unfug“ wäre, daß es sehr hoffärtig sei, wenn „armer Leute Kinder und Handwerkeröhne studiren wollten“, daß er vermutlich ein wenig überpannt sei, da ihm das Schusterhandwerk nicht gut genug wäre“, und mehr dergleichen.

Gedemüthigt und mit Thränen im Halse ging er, als ihm noch ein Tag fehlte, in einem Anfall von Wuth und Galgenhumor zu dem jungen Hilfslehrer, der niemals kleines Geld, aber dafür eine große Wirtschaft und Frau und Kinder besaß.

Als ihn der Lehrer erblickte, sah er ihn wühlend an und wollte ihm schon die Thüre vor der Nase zumachen; aber als er dann erfuhr, daß der alte Pliggelin todt wäre, und daß die Rechnung durch den Erbischafsvollzieher eingezogen werden würde, und daß Karl darauf aus wäre, Freitische zu suchen, lachte er sonnig und sagte:

„Komm herein, mein Lieber! So, du hast also die Plutokratie verlassen und spazierst in vollem Ernst in das geistige Proletariat hinein, und möchtest mir gern einen Tag in der Woche Gesellschaft leisten? Sieh, sieh! Nicht übel! Willkommen, mein Junge! So, Du hast also den Donnerstag noch frei! Das trifft sich ja sehr günstig für mich! Na, dann können meine Frau und ich vielleicht die Ehre haben, den jungen Herrn Pliggelin am Donnerstag um

halb zehn bei uns zum Lunch zu sehen. Wenn der alte Pliggelin dann vom Himmel einen Blick herabwirft, dann berent er vielleicht seine verdammten dummen Mahndrie! Geh' in Frieden, Karlchen, und denke ein bißchen an den Hilfslehrer, wenn Du Unterrichtsminister bist!“

Das wurde ein schweres Leben. Essen bekam er ja, aber fast überall, außer bei seinem armen Lehrer, in einer Weise, die bisweilen einen bitteren Beigeschmack hatte. An zwei Stellen mußte er „als kleinen Beweis seiner Erkenntlichkeit“ stundenlang sitzen und den kleinen Söhnen der Frau bei ihren Hausarbeiten helfen. An einer dritten nahm man immer die Gelegenheit wahr, ein Geschäft am andern Ende der Stadt durch ihn ausrichten zu lassen. Und dann handelste es sich um die Bücher und Kleider; denn seine Mutter konnte ihm nichts geben. So mußte er, der ein sehr mittelmäßiger Schüler der dritten Klasse war, sich als Stundenlehrer anbieten. Das Zutrauen zu ihm war gering, die Hilfe bei den Hausarbeiten aber noch geringer, und das Honorar am allergeringsten. Es kamen Quartalsanfänge vor, in denen ihm nicht nur einige der vorgeschriebenen Bücher, sondern auch Strümpfe und Schuhe fehlten.

Aber seine neue Hoffnung war ja, daß er selbst einmal einen so freien und bequemen Ausblick ins Leben bekommen würde, wie seine Ellenbogen und Knie.

Seine eigenen Studien mußte er auf die Nächte verschieben. Bisweilen wurde er auch „Nachhüfer“. Aber es ging besser, als er in der ersten Klasse saß und im Sommer als Hauslehrer zu einer Familie auf das Land hinauskam und mit dreimaligem, täglichem Essen und einmaligem Baden seinen Körper in die Höhe brachte.

Seine Seele war abgehakt und matt, wie die eines Greises. Von den Spielen und Vergnügungen und Träumen der Jugend hatte er nie etwas kennen gelernt; denn er hatte niemals Zeit gehabt. Er ging an einem Krocketplatz mit denselben Gefühlen, wie an den Mauern bei einem Neubau vorbei; das waren beides Dinge, von denen er keine Ahnung hatte. Draußen auf dem Lande sah er den Spielen der Jugend ungesähr zu, wie Andere weidende Thiere auf der Weide beobachteten; ebenso wenig, wie es ihm eingefallen wäre, unter Pferden umherzuspringen und den jungen Füllen nach den Ohren zu schnappen, ebenso fern lag ihm der Gedanke, ein Mädchen aufzufordern und am Greißspiel auf der Wiese theilzunehmen. Eher hätte die Jugend noch die Großväter und Großmütter versüßt.

Das Gefühl, daß bei ihm am lebhaftesten zum Ausbruch kam, als er mit Mühe und Noth sich durch das Examen hindurchgebrückt hatte, und alle Kameraden in Himmels Höhen jubelten, war das eines tiefen Schreckens, denn nun nahmen seine Freitische ein Ende. Wo sollte er Essen herbekommen? Er berentete beinahe, daß er das Examen schon im Herbst gemacht hatte. An das alte Leben hatte er sich nun gewöhnt gehabt; aber was sollte jetzt werden?

Eine Universität zu besuchen, daran war gar nicht zu denken. Der alte Rektor und ein paar seiner Freunde hatten vollauf zu thun, ihm einen Platz zu verschaffen, durch den er seinen Unterhalt erwerben konnte.

Die Stelle war in einem Kronvogtsbureau; eigentlich ein recht mühsamer Posten, denn der Kronvogt genoß viel Vertrauen und hatte viele Eisen im Feuer, in Sparkassen und Geschäftslösungen und Eisenbahngesellschaften und Komitees. Karl war fleißig und ordentlich, konnte sogar richtig schwedisch schreiben und that sein bestes. Er wußte nicht, was er anfangen sollte, wenn er einmal beschäftigungslos war; er fühlte sich ganz unglücklich und unruhig, wenn es für eine Stunde auf seinem Pulte „leer“ war. Der Prinzipal, ein praktischer Mann mit gutem Kopf, begriff ihn bald und „fütterte“ ihn gewissenhaft.

Im ersten Jahre bekam er nur den Unterhalt, im zweiten ganze 200 Kronen, und die reichten vollständig, denn Karl hatte keine anderen Bedürfnisse, als die Kleider, deren sein schwächlicher, trummrückiger Körper bedurfte.

Da das Bewußtsein, sein eigenes Brot zu essen, ihm zu Kopfe stieg, begann er von einem Lehmannsposten als Zukunft zu phantastiren. Er hatte sogar ein paar kleine Empfehlungen, aber dann kam wieder „Pech in die Grube“.

Nach zehn Jahren versammelten sich die Studenten zum Jubiläum. Einigen war es gut ergangen, anderen schlecht. Einer war ein so wichtiger Preshmensch geworden, daß seine Zeit so kostbar war, daß er nicht kommen konnte; er telegraphirte. Zwei waren gestorben und saßen an diesem Sommerabend jeder auf seinem Wollenrand draußen vor dem alten Landwirthshause und lauschten auf den Gesang der Studiengenossen; aber bei dem heutigen Stande des Spiritismus gab es für sie keine Möglichkeit, ihre Anwesenheit in einer so lärmenden Gesellschaft zu erkennen zu geben. Und zwei waren völlig heruntergekommen. Der eine schrieb einen Bettelbrief aus Heidemoor, der andere feierte den Tag, indem er sich eine Revolverkugel durch den Kopf jagte.

Aber Karl Pliggelin war mit dabei, da er gerade jetzt seinen ersten kleinen Erfolg im Leben erzielt hatte. Nach zwanzig Jahren der Arbeit, von denen die letzten zehn ihm mit einem Normalarbeitstag von durchschnittlich sechzehn Stunden vergangen waren, war er nun Buchhalter an der Volksbank in Krähwinkel mit einem Gehalt von 900 Kronen.

Aber der „Großhändler“ — es giebt nämlich auch in Krähwinkel mit seinen 2000 Einwohnern „Großhändler“ — d. h. der „Direktor“ der Volksbank, der Karl zu der Stelle verholfen hatte, machte Ansprüche auf Erkenntlichkeit, und dagegen kann man ja

nichts sagen. An den Nachmittagen mußte Karl ihm viel bei seinen privaten Geschäften helfen. Nicht selten wurde er dafür zu einem Glase Punsch eingeladen und am Schluß des zweiten Jahres durfte er sogar in den Laden hinausgehen und sich Stoff zu einer Hose auswählen. —

An einem Frühlingsabend, da sich die Extra-Arbeit länger als gewöhnlich hinzog, verrieth Karl deutliche Zeichen der Unruhe.

„Ist Ihnen nicht wohl, Herr Pliggelin?“ fragte der Direktor.

„Ach, danke, ja,“ erwiderte dieser; aber einen Augenblick später sahen seine hellblauen, kleinen, demüthigen Augen abermals herum nach den knospenden Bäumen und zwitschernden Vögeln und dem verschossenen Schoddmantel, der an einer Stange bei der Thür als Reklame des Großhandels hing.

„Es scheint Ihnen doch nicht wohl zu sein!“ sagte der Direktor.

„Ach danke . . . Ja . . . aber ich pflegte immer am Abend ein wenig frei zu haben, natürlich, wenn der Herr Direktor gestattet — denn ich sollte . . . ich sollte . . . ja, es wird ja wohl doch bekannt werden . . . ich sollte mich verloben. . . Natürlich, wenn der Herr Direktor nichts dagegen hat. . . Und ich wollte nur sagen, es geschieht heute Abend,“ fügte Karl mit zunehmendem Selbstgefühl hinzu.

Ja, es war wirklich so, daß der Sklave Eine gefunden hatte, die bereit war, sich in seine Kette hineinzudrängen, obgleich sie schon für einen zu eng zu sein schien. Es war ein kleines, bleiches, stilles, ehrbares, nicht gerade häßliches Mädchen, das keinen Vater und keine Mutter, keinen Schutz hatte, und als Schirm gegen die Noth nur ihre beiden mageren, schwachen Händchen besaß.

Diese Hände nähten Wäsche; die schüchternen Ranken der sprossenden Liebe zwischen den beiden hatten sich anfangs um drei von Karl bestellte Plättchen geschlängelt, die feinsten, die er noch in seinem Leben gehabt hatte.

Ihre Verlobung und Ehe, die sich gleich daran schloß, hatte nichts von der jubelnden heraufschendenden Siegesfreude der Liebe; es waren zwei unbedeutende Menschenkinder, um die sich kein anderer kümmerte, die aber glaubten, daß sie Rücken an Rücken, Seite an Seite, Brust an Brust in der kalten und oft leblosen Welt besser durchkommen würden.

Ihre Wohnung erinnerte so weit als möglich an das Nest des Sperlings, und beide arbeiteten wie vorher. Sie nähte, er rechnete und schrieb; und als ihre Kraft schwächer wurde, ihre Schritte schwerer und sie nicht mehr so konnte wie früher, mußte er um so mehr rechnen und schreiben, Bücherabschlüsse, Korrespondenzen und alle möglichen Arbeiten übernehmen. Dann konnte sie für einige Zeit nichts thun, und da brannte seine Lampe die ganze Nacht; es war ja schon viel, daß er nur immer Arbeit bekam.

Einige Wochen später surrte ihre Nähmaschine wie früher; aber nun sollten auch drei Mäntchen gefüttert werden.

Das Leben wiederholt sich immer, und um so öfter, je enger es ist; nach acht Jahren nahm die Familie Pliggelin ebenso viele Reihen im Kirchenbuch ein. Ein halbes Duzend Kinder!

Aber dann war das Gehalt auch auf 1100 Kronen gestiegen. Der Direktor hatte anstandslos und auf Veranlassung des Geistlichen, der Karl's Schulkamerad war, Karl 300 Kronen jährlich für seine Extra-Arbeiten im Privatkontoir bewilligen müssen, und jedes Mal, wenn die Bevölkerung von Krähwinkel um einen neuen Pliggelin vermehrt wurde, ging der Direktor selbst in den Laden hinaus, füllte einige Dosen mit Kaffee und Zucker, fügte ein ganzes Duzend Apfelsinen hinzu, nahm einen ganzen Mustat Lunel vom Regal herab und sagte mit einer großen Gebärde: „Nehmen Sie, mein lieber Freund, nehmen Sie!“

Aber die Maschine der bleichen, welken, müden Mama Pliggelin konnte nicht mehr fremde Arbeit verrichten, Karl's Augen wurden immer schwächer, und er mußte sich wohl in acht nehmen, daß die Nase nicht verwischt, was die Hand geschrieben hatte.

Niemals ein Ruhetag! Niemals den stärkenden Schlaf einer ganzen, vollen, ruhigen Nacht. Innerhalb zwanzig Jahren vier oder fünf Nachmittagsausflüge zu der eine Meile entfernten nächsten Insel mit einer Mahlzeit zu einer Krone im Gasthof! Ständige Jagd nach Gelegenheitsarbeit, die natürlich schlecht bezahlt wurde, da sie erbeten war. Alles grau in grau, ein glanzloses Leben! Die Freuden der Ehe natürlich! Ja, sie war ungetrübt von Zwisten, das konnte nicht gelehrt werden. Aber die beiden Kämpfer der Arbeit hatten einander nichts zu sagen, wenn das Tagewerk zu Ende war. Ihre Freude an einander konnte fast mit der ruhigen Behaglichkeit des wiederläufigen Kindes verglichen werden, wenn es im nächsten Stand die Alhemzüge des getreuen Arbeitskammeraden hört. Die Kinder! Ja, einige von ihnen bereiteten ihnen Sorge und Unruhe, und die Freude wurde zum größten Theil durch die Sorgen und Mühen aufgebraucht, etwas in sie hinein und auf sie hinaus zu bringen, wie Mama Pliggelin sich ausdrückte.

Während die älteste Tochter in der Kirche konfirmirt wurde, mußte Papa zu Hause sitzen und den Betrag verdienen, mit dem ihr schwarzes Kleid bezahlt werden sollte.

Als der Erstgeborene im Krankenhause starb und sein Kinder-gesichtchen unverwandt nach der Thüre gerichtet war, und er flüsternd nach seinem Papa rief, mußte Papa im Bureau sitzen und Jahreszinsen in Empfang nehmen. Warum mußte er auch gerade während der Bankstunden sterben? —

Nach einem Tag mit achtzehnstündiger Arbeitszeit, wehmüthigen

Wirthschaftsberathungen und Strömungen zum Mittag, fragte Frau Pliggelin, als sie sich um halb zwölf zu Bett legte:

„Weißt Du, was heute für ein Tag ist, Alter?“

„Nein . . . ich entsinne mich nicht recht . . .“

„Unser silberner Hochzeitstag!“

„Eines Tages wurde Pliggelin krank. Er war es schon öfter gewesen; aber nun war es so gründlich, daß er nicht ins Bureau gehen konnte.“

Nachdem man zwei Stunden lang die unumgänglichen Ausgaben der nächsten Zeit zusammengestellt und berechnet hatte, wurde der Doktor gerufen. Als er ein paar Mal gekommen war, sagte er, so schonend wie möglich, daß nichts mehr zu hoffen wäre.

„Wie bald geht es zu Ende?“ fragte Karl.

„Es kann keine Woche mehr dauern!“

„Es muß, Herr Doktor! Denn in der nächsten Woche haben wir Quartalswechsel, und ich muß doch wenigstens die Abrechnung . . .“

Karl Pliggelin unterbrach sich und versank in tiefe Gedanken. Er fühlte instinktiv, daß er vor etwas stand, worüber auch selbst der gehähteste Fleiß oder die stärksten Ketten nicht Herr waren.

Und es zog gleichsam ein leichtes ironisches Leuchten über sein abgegrichtetes, welkes Gesicht hin bei dem Gedanken, daß er, selbst er mehrere Tage ausgestreckt daliegen sollte, ohne etwas zu thun, und auf den großen Sklavenbefreier warten . . .

## Kleines Feuilleton.

— **Abje Poetik!** Zu dem Artikel „Die Glocken von Bineta“ (Nr. 179 des „Unterhalt.-Bl.“) wird geschrieben: Dem Mitarbeiter des „Prometheus“ möchte ich bemerken, daß die so poetisch von ihm geschilderten Glockentöne auf eine sehr prosaische Ursache zurückzuführen sein dürften. Bekanntlich werden die Untiefen des Meeres durch Seezeichen verschiedener Gestalt, Farben, Bojen zc. genannt — markirt. Einzelne dieser Bojen sind nun mit Glocken versehen, die durch die Wellenbewegung zum Räuten gebracht werden. So fand ich derartige Glockenbojen in diesem Sommer in der Nähe von Norberney und bei einer Fahrt von letzterer Insel nach Bremerhaven in der Nähe des Badewassers. Es hat daher gewiß sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß auch das von dem „Prometheus“-Mitarbeiter auf Anrum vernommene Glockenläuten von einer solchen Glockenboje herrührte. —

## Theater.

— „Das unbeschriebene Blatt“ von Ernst v. Wolzogen wird als eine der nächsten Lustspiel-Novitäten auf der Bühne des Schauspielhauses erscheinen. —

— „Tschapperl“, Lustspiel von Hermann Bahr wird am 25. September im „Jesing-Theater“ zur ersten Aufführung gelangen. —

## Musik.

— **er-Binden-Theater.** Die Kunstform der Operette, die man seit Jahren feierlichst zur ewigen Ruhe bestattet, lacht ihre kritischen Todengräber so oft aus, als ihr Herr und Meister, Offenbach, mit seinem uner schöpplichen Melodienquell, seiner in ihrer Einfachheit unnachahmlichen Instrumentierungskunst und seiner parodistischen Kraft zu Worte kommt und mit seiner musikalischen Grazie uns immer wieder umstrickt. Er baut keine Finales auf, die vergeblich mit dem Klangpathos der großen Oper loquettiren; er mußet den Gesangskräften keine Athletenleistungen zu, verlangt dagegen sein ausgearbeitete Tongebung und ziellichen, geistbelebten Vortrag; in seinem Orchester giebt es nicht die chaotischen Tonfluthen der modernen Operette, seine Partituren begnügen sich mit wenigen Linienystemen, dagegen kennt er die süßesten Geheimnisse und stärksten Wirkungen jedes einzelnen Instruments — kurz, bei ihm ist alles wie bei einem Genie, und bei den meisten seiner Nachfolger im musikalischen Lustspiele ist alles wie bei mehr oder minder begabten Musikanten. Das zierliche Roccoco und die freie Grazie der Offenbach'schen Watteau-Musik, die in solch' beschämendem Gegensatz zur heutigen schreienden und krampfhaften Operettenfabrikation steht, lebt besonders in den seinen einaktigen Genrebildchen, mit deren zweien Direktor Fritsche den „Offenbach-Zyklus“ eröffnet hat. „Urlaub nach dem Zapfenstreich“ und „Lulipatan“ sind auch dem Libretto nach typisch für eine vergangene Zeit: Im erstgenannten Werken eine galante Liebesidylle mit harmloser, lustiger Intrigue und abschließender Doppelhochzeit, im zweitgenannten das satirische Bild der seltsamen Romantiker sagenhafter Kleinstaaten, welches alle diejenigen für „höheren Blödsinn“ halten, die für parodistische Nadelstiche keine Empfindung haben. Eine staunenswerthe Fülle blühender Musik ist über die Kleinigkeiten ausgegossen, Witz und Geist in der Erfindung und instrumentalen Detailkunst erlahmen nie, und vor allem, Offenbach's Sentimentalität ist immer der Schatten seines anmuthigen Humors. Die Darstellung im Binden-Theater wird dann alles Lobes werth sein, wenn sie offenbachischer geworden sein wird; es fehlt noch an leichtem Dufte und jener feinen Pointirung, die um so lebendiger wirkt, je mehr ihr an drückender Schwere genommen wird. Tadelloß bis ins einzelste war die Regie. —

**Medizinisches.**

10. Wundbehandlung mit Schwefel wird in der englischen „Therapeutic Gazette“ besonders empfohlen. Wenn Schwefelpulver mit einer Wundfläche in Berührung gebracht wird, so entstehen verschiedene Verbindungen: Schwefelsäure, schweflige Säure und Schwefelwasserstoff. Diese Stoffe wirken auf die Wunde ein, indem sie sämmtlich auf Bakterien vernichtend und außerdem ägend wirken. Die Stoffe bilden sich auf der Wunde ziemlich schnell: schon nach einigen Stunden bemerkt man den Geruch von Schwefelwasserstoff und von schwefliger Säure und unter der Einwirkung der letzteren färbt sich ein Sublimatverband in kurzer Zeit schwarz. Die Schwefelsäure äußert sich besonders durch ihre ägende Wirkung, die oft recht schmerzhaft ist und durch Zuthat von etwas Glycerin gemildert werden kann. Die Anwendung des Schwefels geschieht in der Weise, daß man etwas davon in feinpulverisiertem Zustande auf die Oberfläche der Wunde reibt, welche dann mit einem antiseptischen Verbands bedeckt wird. Diese Behandlung wird in Zwischenräumen von 24 bis 48 Stunden wiederholt, je nachdem sich ihre Wirkung äußert. Es wird versichert, daß diese Schwefelbehandlung Wunden zu schneller Heilung bringt, die bei anderer Behandlung garnicht heilen oder sich nicht einmal bessern wollen. —

**Aus dem Thierleben.**

7. Wie alte eine Taube werden kann, darüber giebt ein englischer Beobachter nach eigenen Erfahrungen und Erfundigungen lehrreiche Auskunft. Danach können diese zierlichen Vögel ein verhältnismäßig sehr hohes Alter erreichen. Unser Gewährsmann hielt selbst eine Taube in halber Gefangenschaft, indem es ihr verflattet war, außerhalb des Hauses tagsüber zu gehen und zu kommen, wie sie wollte. Das Thier war im Frühling des Jahres 1878 als ganz junger Vogel aus dem Neste genommen, und es starb am Ende des vorigen Jahres, wahrscheinlich eines natürlichen Todes, hatte also ein Alter von mindestens 18½ Jahren erreicht. Dieser Fall wird aber bei weitem übertroffen durch eine andere aus Japan stammende Taube, die noch heute am Leben ist und ein Alter von mindestens 33 Jahren haben muß. Es ist ein Männchen und wurde vor 33 Jahren dem heutigen Besitzer übergeben. Das dazu gehörige Weibchen — die Tauben sind bekanntlich strenge Monogamisten — starb auch erst vor 5 Jahren, wurde also 28 Jahre alt, das Männchen lebt aber noch immer und befindet sich bei guter Gesundheit. Da das Taubenpaar, als es an seinen Herrn gelangte, bereits erwachsen war, so kennt man das genaue Alter der Thiere nicht, doch müssen sie mindestens den dritten Theil eines Jahrhunderts durchlebt haben. —

**Aus der Pflanzentwelt.**

— Die merkwürdigste Palme ist die sogenannte Wunderpalme *Coco do mer* auf den Seychellen-Inseln im Indischen Ozean. Die sonderbar gestalteten Doppelfrüchte derselben fand man schon im 16. Jahrhundert im Meere treibend, aber die Pflanze selbst ist erst seit dem vorigen Jahrhundert bekannt. In neuester Zeit hat, wie man der „Röln. Ztg.“ schreibt, Dr. A. Brauer auf einer wissenschaftlichen Forschungsreise diese Palme gesehen und beschrieben. Sie kommt nur noch auf zwei kleinen Inseln der Seychellen-Gruppe vor und würde wahrscheinlich schon ganz ausgerottet sein, wenn die englische Regierung nicht den Bezirk, wo diese Pflanzen noch wachsen, in Besitz genommen und die Bäume durch strenge Gesehe geschützt hätte. Wenn man die Thäler betritt, wo die Pflanze wächst, erzählt Dr. Brauer, so ist man im Zweifel, ob man der jungen Palme, die noch keinen Stamm gebildet hat, sondern direkt aus dem Boden eine Anzahl 5 bis 6 Meter langer Blätter sendet, den Vortzug geben soll, oder dem alten Baume, der auf einem graden oft bis 40 Meter hohen Stamm seine gewaltige Krone über alle anderen Bäume ausbreitet. Ein Jahr lang dauert es, bis der Keim dieser Palme aus dem Boden dringt, dann vergehen 35 Jahre, bis die erste Blüthe sich bildet, und 7 Jahre hat jede Frucht zu ihrer Reife nöthig. Im 16. Jahrhundert wurden die Früchte dieser Palme als Heilmittel hoch geschätzt und theuer bezahlt, gegenwärtig verkauft man diese Früchte als Kuriositäten je nach der Größe zum Preise von 4 bis 10 M., während die Fasern zu Strohhüten, Körbchen, Taschen u. dergl. verarbeitet werden. —

**Astronomisches.**

is. Drei neue Planeten sind am Ende des Monats August von dem bekannten Planetensucher Charlois in Nizza auf photographischem Wege entdeckt worden. Die ersten beiden wurden am 25. August gefunden und sind von zwölfter Größe, der dritte von der Größe 12½ wurde am 27. August photographirt. Es ist seit der letzten Entdeckung eines neuen Planeten, die im Januar des Jahres stattfand, eine ungewöhnlich lange Zeit vergangen, und wenn das Jahr 1897 hinter seinem Vorgänger, in dem nicht weniger als 24 neue Planeten entdeckt wurden, nicht zurückbleiben will, so müssen sich jezt die Entdeckungen am Ende des Jahres noch sehr häufen. Auch bei den oben erwähnten Entdeckungen muß noch abgewartet werden, ob es durch die Rechnungen bestätigt wird, daß es sich wirklich um neue Planeten handelt und nicht um bereits bekannte. —

**Humoristisches.**

— Der brave Reiche. Zu Amsterdam lebte einst ein Mann, den das Glück so reichlich bedacht hatte, daß sich seine Güter täglich vermehrten, ohne daß er einen Finger zu rühren brauchte. Aber das Geld hatte sein Herz nicht versteinert, so daß er auch für die Noth seiner Mitmenschen Gefühl hatte. Eines Tages hörte er von einer armen Frau, der es sehr schlecht ging. Sogleich ließ er sie rufen, labte sie mit Speise und Trank und entließ sie reichlich beschenkt. Aber so tren ihm das Glück blieb, so beharrlich verfolgte sie die Armuth. Es wahrte nicht lange, und die Noth trat wieder an sie heran. Und wieder beschenkte er sie reichlich, so daß sie den Segen des Himmels auf ihn herabflehte. Als sich ihr Geschick aber trotzdem nicht bessern wollte, da ging er hin und bannte ihre Noth für immer, indem er ihr eine Rente bis an ihr Lebensende ansetzen ließ. So handelte der brave Reiche an der armen Frau, — denn sie war jung und schön und hatte seinetwegen ihren Mann verlassen. — („Jugend“).

— Falsch verstanden. Ein heiterer Vorfall trug sich nach der „Veine-Zeitung“ jüngst in einer Schule bei Neustadt a. N. zu. Der Lehrer hatte für den Naturgeschichts-Unterricht mehrere Pflanzen mitbringen lassen, die unter den Kindern vertheilt wurden. Ein Knabe hatte noch keine Pflanze, sein Nachbar aber mehrere, weshalb der Lehrer zu ihm sagte: „Gieb ihm eine.“ Der also beorderte Knabe war einen Augenblick stutzig, aber gleich darauf verabsolgte er seinem Mitschüler eine wohlgezielte . . . Ohrfeige. —

**Vermischtes vom Tage.**

— In den Wäldern um Fraustadt (Posen) richtet die Nonnenraupe ungeheuren Schaden an. —

— In Stolpen bei Dresden ist der neuerbaute Kirchturm zusammengefallen. Verleht wurde niemand. —

— In einem Steinbruch bei Eiberfeld nahm ein Arbeiter eine Dynamitpatrone in den Mund und brachte sie mit einer brennenden Zigarre zur Explosion. Er hinterläßt eine Wittve mit sieben Kindern. —

— Fängt gut an. Die Kleinbahn Engelskirchen-Marienhäde ist unter „dem Jubel der Bevölkerung“ eingeweiht worden. Stimmt der Festzug ist nämlich viermal entgleist. Während das Bahnpersonal die Maschine wieder ins Geleise hob, marschirten die Festtheilnehmer, voran die Regimentsmusik, im Marschtempo der nächstgelegenen Wirthschaft zu. —

— In Bayreuth wurden zwei Arbeiter zu je 14 Tagen Gefängniß verurtheilt. Der eine war bei der Hinrichtung eines Mörders auf einen Baum geklettert, von dem aus er die Vorgänge im Gefängnißhof mit ansehen konnte. Und trotz der Aufforderung eines Polizisten war er nicht herabgestiegen. Da erschien ein Kletter in der Noth in der Gestalt eines anderen Arbeiters, der sich einem Schutzmann mit dem Bemerken näherte: „Den werden wir gleich drunten haben, helfen Sie mir nur ein wenig hinauf!“ Er umklammerte den Baum, der Schutzmann schob fleißig nach und so war in kurzer Zeit der Baum erklimmen. Als der Mann oben war, bedankte er sich bei dem Schutzmann für die freundliche Hilfeleistung und meinte, nachdem er sich behaglich eingerichtet hatte: „So, nun kann ich's auch bequem sehen!“ —

— Ein peinliches Intermezzo ereignete sich am letzten Sonntag bei einer Leichenfeier in Guttwyl (Schweiz). Eine Anzahl der Leidtragenden hatten sich beim Gebet vor dem Trauerhause auf den bedeckten Fauchelasten gestellt, als plötzlich dessen Decke einbrach und 15 Personen, meistens Frauen, versanken. Nur mit Mühe konnte man die Verunglückten aus ihrer gefährlichen Lage befreien. —

— Der am Montag über einen großen Theil Nord-Italiens niedergegangene Hagelschlag hat ungeheuren Schaden angerichtet. Der allein in der Provinz Verona an den Reis- und Weinkulturen angerichtete Schaden wird auf mindestens 15 Millionen geschätzt. —

c. o. Auf offener Straße mit einer Hutnadel erstochen hat in Genua eine Kellnerin ihren Liebhaber. Hierauf lief sie in ein Haus und sprang aus dem fünften Stock auf die Straße herab, wo sie todt liegen blieb. —

— Nach dem Genuße von Pferdefleisch erkrankten in der Gemeinde Mussen bei Mecheln über hundert Personen. —

— In Versailles (Indiana, Vereinigte Staaten) wurden fünf Räuber, Mitglieder einer Bande, welche die in der Umgebung ansässigen Farmer lange Jahre in Schrecken gesetzt und Gelder von ihnen erpreßt hatte, von einer Reiterschaar, die in der Nacht in die Stadt kam, gehängt. —

— Ein Drak mit Windhose hat im Gouvernement Witebsk gegen 20 Personen getödtet. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 19. September.